

"Wir könnten uns ein Weekend-Haus leisten [...]"

Autor(en): **Wessum, Jan van**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 19

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Hanns U. Christen

Mach e Phüנגgt, Gwadraateesel!

Lang, lang ist's her. Da gab es in Basel ein Wochenblatt, das hiess «Basler Woche» und war gratis. Gratis ist etwas, das umsonst ist. Die «Basler Woche» war zwar gratis, aber umsonst war sie nicht. Sie hat nämlich bleibende Spuren hinterlassen, weshalb sie nicht umsonst gelebt hat. Eingegangen ist sie zwar erst vor kurzem, aber gelebt hat sie vor allem in einer Zeit, die längst vergangen ist. Damals las man in Basel noch alles, was über Basel geschrieben wurde. Unter anderem eine Rubrik in der «Basler Woche», die war dem Baseldytsch gewidmet. Sie funktionierte ganz einfach. Es stand da irgendein Wort, das nicht baseldeutsch war, aber in Basel im Dialekt oft verwendet wurde, und dieses falsche Wort war abgedruckt unter der Überschrift «Me sait nit». Dahinter stand, wie's auf Baseldeutsch richtig heissen muss, unter der Überschrift «Me sait». Einfach, aber wirkungsvoll. Mancher ist damals in sich gegangen und hat aufgehört, falsche Wörter in seiner Umgangssprache zu verwenden. Aus dieser schlichten Rubrik wurde später eine wöchentliche Folge von baseldeutschen Beiträgen aus der Feder des unvergessenen Journalisten Robert B. Christ, auch Fridolin und Glopfgaischt genannt. Auf jeden Fall: das Interesse am Baseldeutschen wurde geweckt durch die «Basler Woche». Und das hat nun neue Früchte getragen.

Wenn man eine Sprache lernen will, braucht man dazu vor allem ein Wörterbuch, wo man nachlesen kann, wie was in dieser Sprache heisst. Ein Wörterbuch des Baseldeutschen hat Robert B. Christ schon vor vielen Jahren geschrieben, aber es war das Werk eines temperamentvollen Journalisten und eines begeisterten Sammlers. Ein Wörterbuch ist aber eher etwas, das ein studierter Philologe in mühsamer Kleinarbeit zusammenträgt, und das möglichst alle Wörter enthalten soll, die's gibt. So etwas zu machen ist eine Heidenarbeit. Kein Wunder, dass es das bisher fürs Baseldeutsche nicht gab. So eine Arbeit muss nämlich finanziert werden – und wer tut das? Eben. Es hat's aber doch jemand getan, nämlich die Christoph-Merian-Stiftung, die auch einen Verlag betreibt. Bei dem ist dieser Tage das «Baseldeutsch-Wörterbuch» herausgekommen, das Dr. Rudolf Suter verfasst hat. Den «Dr.» vor dem Namen schreibe ich nicht aus Ehrfurcht vor dem akademischen Grad, sondern weil

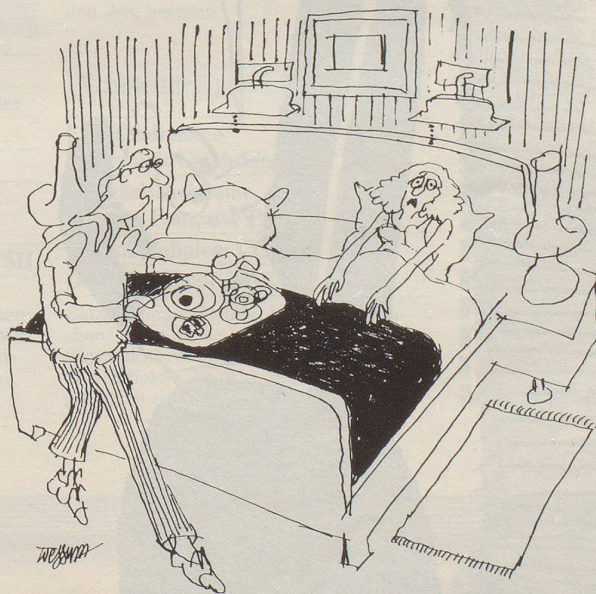
der Rudolf Suter Sprachwissenschaftler ist und seine Doktorarbeit über Basler Mundartdichtung machte.

Gesetzt der Fall, Sie nehmen dieses Wörterbuch in die Hand und schlagen's auf – dann haut es Sie vermutlich einfach um. Sie finden darin nämlich lauter Wörter, aus denen Sie überhaupt nicht drauskommen. Und aussprechen können Sie die schon gar nicht. Wissen Sie etwa, was «yyiebe» ist? Oder Kyneesene? Oder Kümfermazioon? Oder wie man Phüנגgt ausspricht, oder phényybel, oder Noodlenèeri? Das sieht so aus wie eine Mischung von Englisch mit Finnisch, leicht durchmengt mit etwas Ungarisch und ein paar Prisen Griechisch, nichtwahr. Aber es ist ganz einfaches Baseldeutsch. Das glauben Sie nicht?

Es ist halt mit einer Sprache leider so, dass sie gesprochen ganz einfach klingt – aber wenn man sie so schreiben will, wie sie gesprochen wird, dann wird's

kompliziert. Ein paar Sprachen machen sich das ganz leicht. Zum Beispiel das Englische. Da ist das, was man schreibt, eine Sache, und die Aussprache ist eine ganz andere Sache. Jede Ähnlichkeit zwischen Schrift und Aussprache ist rein zufällig und absolut ungewollt. Das macht das Englische so reizvoll ... Andere Sprachen bringen das Kunststück fertig, dass man sie (fast) genau so schreibt, wie man sie ausspricht. Zum Beispiel Italienisch. Man muss nur die richtige Klangfarbe noch finden. Das können natürlich nicht alle. Weshalb man am bundesdeutschen Radio dann mitunter italienische Wörter hört, die klingen «alleckchroooo khon mooooo-toooo», und das sollen dann die italienischen Wörter «allegro con moto» sein. Nun ja.

Beim Baseldeutschen aber ist's unerhört viel schwieriger. Nehmen wir nur einmal die Vokale. Deren gibt's im Deutschen fünf, nämlich aeiou, und wer will, kann noch das y dazunehmen,



«Wir könnten uns ein Weekend-Haus leisten, wenn auch du berufstätig wärst, aber du bist ja sogar zu faul, es an den Weekends zu tun.»

ausgesprochen ü, und die Umlaute äöü und die Doppelvokale ai au äu ei eu und die langen Vokale aa und ee und ie und oo. Das wär's, glaube ich. Zusammen sind das 18, falls ich richtig gezählt habe. Im Baseldeutschen aber gibt's 28 Vokale, die sich alle in der Aussprache ganz deutlich von einander unterscheiden. Und Konsonanten gibt's ja auch noch, die ganz anders klingen als im Schriftdeutschen. Ein P zum Beispiel wird fast so ausgesprochen wie ein B, nur nicht ganz so; aber ganz gewiss nicht so, wie etwa ein Hamburger das P ausspricht. Also musste der Rudolf Suter für die baseldeutschen Wörter eigene Schreibweisen benützen, die dem Benützer des Wörterbuches zeigen, wie man sie richtig ausspricht. Und das sieht dann halt saukomisch aus. Schon weil auch noch Akzente dazukommen, die für die Aussprache wichtig sind.

Da liest man dann halt Wörter wie Öör oder yospèere oder phényybel und yodegölönne und zerbricht sich über dem seltsamen Schriftbild den Kopf, was das wohl bedeuten soll. Aber es ist eigentlich gar nicht schwer, denn das sind nur die baseldeutschen Wörter für Ohr und einsperren und penibel und Eau de Cologne. Und Phüנגgt hat überhaupt nichts mit Funk zu tun, sondern das heisst schlicht und innig Punkt, und ein Gwadraateesel ist ein Quadratesel, und Znyyni ist kein ungarischer Rebellenführer, sondern ein Znüni, und Woope ist kein freudiger Ausruf eines Cowboys, sondern ein Wappen, uuspfrage hat nichts mit Lotophagen zu tun, sondern das bedeutet nur auspacken, und Schaarschee ist kein Körperteil, sondern das Wort «Chargé» auf einem Einschreibebrief, und yyrenne ist kein weiblicher Vorname, sondern einrennen, und Heèr ist keine Armee, sondern ein Herr, und Guusyyne ist eine Cousine, und Faarteblaan ist keine Ortschaft in Holland, sondern ein Fahrplan, und so weiter.

Ich bin sicher, dass Ihnen das Baseldeutsch-Wörterbuch viel Vergnügen bereiten wird. Es hat auch eine Abteilung, in der schriftdeutsche Wörter ins Baseldeutsche übertragen sind. Und da stellen Sie zum Beispiel mit Erstaunen fest, dass es in Basel vier Wörter gibt, die heissen Ääbhai, Ääfhai, Ääphai und Eeffei, und das sind weder Raubfische noch etwelche Eier, sondern das ist ganz einfach Baseldeutsch für: Efeu ...